

SANAE HOSHIO
Die Kintsugi-Frauen

Autorin

Sanae Hoshio, geboren 1964 in Tōkyō, ist eine bekannte japanische Romanautorin und Dichterin. 1995 erhielt sie ihren ersten Literaturpreis für Belletristik. Im selben Jahr debütierte sie als Lyrikerin in der Monatszeitschrift des Kadokawa-Verlags. Neben ihrer Tätigkeit als Romanautorin lehrt sie kreatives Schreiben an der Fakultät für Literaturwissenschaften der Ferris Frauenuniversität.

SANAE HOSHIO

DIE KINTSUGI-
FRAUEN

ROMAN

Deutsch von Anemone Bauer

LIMES

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»KINTSUGI NO IE ATATAKANASHIZUKUTACHI«
(金継ぎの家 あたたかなしずくたち) bei Gentosha Inc., Tōkyō.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

Copyright der Originalausgabe KINTSUGI NO IE
ATATAKANASHIZUKUTACHI by Hoshio Sanae

© 2019 Hoshio Sanae

All rights reserved.

Original Japanese edition published by Gentosha Inc., Tōkyō.
German language translation rights arranged with Gentosha Inc.
through The English Agency (Japan) Ltd. and
New River Literary Ltd.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 bei Limes
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Angela Küpper

Umschlaggestaltung: © Favoritbuero, München

Umschlagmotiv: © Elina Li, maeik, Natalya On/Shutterstock
BV · Herstellung: KH

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-8090-2808-6

www.limes-verlag.de

Inhalt

Prolog	7
Kapitel I: Der Kintsugi-Raum	25
Kapitel II: Die Tochter des Lackmeisters	99
Kapitel III: Hida-Shunkei	171
Kapitel IV: Das Lackbaum-Wäldchen	255
Epilog	331

Prolog

Ich trat auf den Balkon und hängte die Wäsche auf. Kein Wölkchen war am blauen Himmel zu sehen. Noch war es kalt, doch irgendwie roch es bereits nach Frühling.

Seit einem Monat wohnte ich nun in Kanazawa, und allmählich gewöhnte ich mich an das Leben hier. Ich war eigentlich Concierge in einem Hotel in Tōkyō. Anfang des Jahres hatte im Partnerhotel in Kanazawa eine erfahrene Kollegin aufgehört, und zur Überbrückung war ich bis zum Ende der Sommersaison dorthin versetzt worden. Es war das erste Mal, dass ich über längere Zeit von meiner Tochter getrennt lebte – und als Mutter hatte mir das anfangs Sorgen bereitet.

Aber meine Tochter war inzwischen in der Oberschule, und sie wohnte bei meiner Mutter.

Als ich die beiden um Rat gefragt hatte, hatten sie nur gemeint: »Ein halbes Jahr ist doch gleich rum. Da musst du dir wirklich keine Gedanken machen.«

Nach der Hochzeit hatte ich erst bei meinen Eltern gelebt, später mit meinem Mann zusammen.

Als unsere Tochter drei war, ließen wir uns scheiden. Danach lebte ich eine Zeit lang mit meiner Tochter allein.

Nach dem Tod meines Vaters kehrte ich in mein Elternhaus in Ōmori zurück, und seitdem wohnen wir dort zu dritt: meine Mutter, meine Tochter und ich.

Wenn ich so darüber nachdachte, war ich hier in Kanazawa zum ersten Mal wirklich allein. Ich verließ morgens allein das Haus und kehrte abends allein in meine Wohnung zurück.

Vielleicht lag es daran, dass ich mitten im Winter hergezogen war. Anfangs war es kalt und ungewohnt gewesen, und ich war kaum zur Ruhe gekommen. Doch mit der Zeit machte mir das nichts mehr aus, und ich fand schließlich, dass auch dieses Leben seine guten Seiten hatte.

Derzeit wurde im Kunstmuseum der Präfektur eine Ausstellung antiker *Kutani*-Keramik gezeigt. Ich nahm mir vor, sie mir heute anzusehen.

Nach einem leichten Frühstück ging ich nach draußen. Am Kenroku-en-Garten vorbei machte ich mich auf ins Kunstmuseum der Präfektur Ishikawa. Ich durchquerte das großzügige Foyer und fuhr mit der Rolltreppe hinauf in den ersten Stock.

Die Ausstellung zu Kutani-Keramik zeigte eine Reihe farbenprächtiger Meisterwerke. Etwa eine flache Schale mit einem prächtigen Phönixmotiv, das den gesamten Spiegel des Gefäßes ausfüllte;

eine weitere, auf der Kraniche mit einem *Karuta*-, also Spielkarten-Muster, kombiniert waren – eine Schale im sogenannten *Aote*-Stil, mit einem mächtigen Baum in der Art europäischer Malerei, und ein Teller, auf dem eine Garnele in der Mitte mit geradezu unheimlicher Präsenz hervortrat.

Diese ausdrucksstarken, kühnen Motive ließen mein Herz höherschlagen.

Nachdem ich mir alles angesehen hatte, verließ ich den Ausstellungsraum. Sonnenstrahlen fielen im Flur durch große Fensterfronten herein. Es waren nur wenige Leute da, und die Atmosphäre war ruhig und gelöst.

Das Museum des 21. Jahrhunderts war zwar ebenfalls eindrucksvoll, aber mir gefiel gerade diese Stille hier ganz besonders.

Nachdem ich mich im hellen, freundlichen Café im Zwischengeschoss ein wenig ausgeruht hatte, ging ich weiter zum angrenzenden Atelier zur Konservierung und Restaurierung kultureller Güter der Präfektur Ishikawa. Hier konnte man den Restauratoren bei der Arbeit zusehen – durch Glas, aber ganz aus der Nähe.

Vielleicht war gerade Mittagspause. Im Werkraum war niemand zu sehen. Doch im Vorraum lief eine Videodokumentation über die Restaurierung von Keramik, und ein älteres Ehepaar verfolgte sie mit großer Aufmerksamkeit. Ich setzte mich auf einen der hinteren Plätze.

Während ich den Film ansah, erinnerte ich mich daran, wie meine Mutter Chie früher beschädigte Gefäße repariert hatte. Sie restaurierte Keramik. Genauer gesagt machte sie das, was gemeinhin als *Kintsugi* bekannt ist.

Sie fing damit an, als ich noch in der Mittelschule war – anfangs nur auf die Bitte von Bekannten hin. Doch nach und nach beschäftigte sie sich intensiver damit. Während sie meinen Vater pflegte, pausierte sie lange, doch einige Zeit nach seinem Tod nahm sie die Arbeit wieder auf und baute das Geschäft allmählich weiter aus.

Inzwischen wandten sich nicht nur Privatpersonen an sie, sondern auch Galerien und Keramikläden. Offenbar lief es ziemlich gut.

»Eigentlich«, pflegte meine Mutter zu sagen, wenn das Thema zur Sprache kam, »ist *Kintsugi* gar nicht der richtige Begriff.« Man spreche zwar von *Kintsugi* – der »Goldverbindung« –, aber das Gefäß werde gar nicht mit Gold zusammengefügt. Tatsächlich verband man die Bruchstücke mit *Urushi*, japanischem Lack. Erst zum Schluss wurde die reparierte Stelle mit Goldpulver überzogen. Manchmal verwendete man auch Silber, schwarzen *Urushi* oder andere Pigmente. Deshalb nannte meine Mutter ihre Arbeit stets einfach nur »Ausbessern«.

Inzwischen wurde der Begriff *Kintsugi* jedoch immer häufiger als Oberbegriff für das Reparieren von Keramik verwendet, und auch meine Mutter

griff mittlerweile auf das Wort zurück, wenn sie Außenstehenden ihre Arbeit erklärte – weil man sie so besser verstand.

Dabei unterschied sich Kintsugi deutlich von den Restaurierungsmethoden, wie sie in Museen angewendet wurden. Ziel der musealen Restaurierung war es, ein Objekt so originalgetreu wie möglich wiederherzustellen.

Mit heutiger Technik ließen sich Papiere, Holzarbeiten, Keramiken und Lackwaren so rekonstruieren, dass die Schäden mit bloßem Auge kaum noch zu erkennen waren oder gar völlig unsichtbar wurden. Doch diese Objekte waren nicht für den alltäglichen Gebrauch bestimmt. Dementsprechend wurden bei der Restaurierung nicht ausschließlich Materialien verwendet, die für den Kontakt mit Lebensmitteln unbedenklich waren.

Kintsugi hingegen arbeitete mit reinem Urushi, einem natürlichen Lack, der auch am Mundrand eines Gefäßes sicher war. Die Spuren der Reparatur blieben sichtbar. Doch gerade in dieser Sichtbarkeit liegt ein ästhetisches Prinzip, das in Japan seit jeher geschätzt wird: die Freude an einer neu entstandenen »Landschaft« auf der Keramik.

Ein Riss, eine Absplinterung – all das galt als Teil des natürlichen Verlaufs der Dinge. Indem man die beschädigte Stelle mit Gold, Silber oder farbigem Lack akzentuierte, entstand ein neues, eigenständiges Bild.

Neben dem praktischen Aspekt lag im Kintsugi also auch eine tiefergehende Schönheit.

Nachdem ich den Film noch eine Weile angesehen hatte, verließ ich das Museum und spazierte in den kleinen Wald hinter dem Bauwerk. Er trug den Namen Honda-no-Mori – Honda-Waldpark – und befand sich auf dem Gelände der einstigen Residenz der Familie Honda. An den Hängen waren Tor, Mauern und eine gewundene Steintreppe rekonstruiert worden, der Weg führte über einen kleinen Spazierpfad. Am Fuß der Treppe lag das Nakamura-Kunstmuseum, weiter hinten das D.-T.-Suzuki-Museum.

Während ich den stillen Weg entlangging, erinnerte ich mich an früher. Als Studentin hatte ich vage den Wunsch gehabt, später einmal im Bereich Kunsthandwerk zu forschen, vielleicht an der Universität oder als Kuratorin in einem Museum.

Doch letztlich ... hatte mein Vater sich entschieden dagegen ausgesprochen, und ich hatte schweren Herzens den Einstieg ins Berufsleben gewählt.

»Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass man einfach so Forscherin oder Kuratorin wird.«

»So etwas können wir uns nicht leisten.«

»Wenn eine Frau zu viel Bildung hat, findet sie keinen Mann.«

Was ich auch sagte, er ließ sich auf keine Diskussion ein. Am Ende gab ich unter Tränen nach. Damals war ich voller Wut und Enttäuschung. Nur

weil ich eine Frau war, durfte ich es nicht. Ich war so wütend, dass ich innerlich kochte. Gleichstellungsgesetze hin oder her – alles nur hohle Worte!

Da mich neben der Kunst auch der Tourismus interessierte, bewarb ich mich in der Folge bei Hotels und Reiseveranstaltern. Meine Sprachkenntnisse, die ich mir ursprünglich für die akademische Laufbahn angeeignet hatte, erwiesen sich dabei als hilfreich, und ich fand bei einer großen Hotelkette eine Anstellung.

Nachdem ich einmal angefangen hatte, machte mir die Arbeit tatsächlich Freude. Zwei Jahre nach meinem Berufseinstieg heiratete ich Tomoki, einen Kommilitonen aus der Studienzeit. Viele Frauen kündigten damals, sobald sie einmal verheiratet waren, aber ich wollte unbedingt weiterarbeiten. Deshalb hatte ich mir vorgenommen, zumindest so lange keine Kinder zu bekommen, bis ich es zur Chefportier geschafft hatte. Mit einem Kind hätte ich zwangsläufig eine längere Auszeit nehmen müssen.

Bei meinen älteren Kolleginnen hatte ich gesehen, wie schwer es war, danach in den regulären Betrieb zurückzukehren. Die Arbeitszeiten im Hotel waren unregelmäßig. Selbst wenn man einen Platz in einer Kita bekam, war die Betreuung meist nur bis achtzehn Uhr möglich. Darum verließen viele den Gästebereich und wechselten in die Verwaltung oder das Backoffice. Bis man wieder vollständig in den regulären Dienst zurückkehren

konnte, vergingen leicht zehn Jahre. Viele blieben dann gleich ganz in den internen Abteilungen, wie ich hörte.

Darum wollte ich mich vor der Geburt eines Kindes so gut es ging hocharbeiten und meine Position festigen.

Doch es kam anders.

Ich musste zusehen, wie Männer befördert wurden, die weder meine Sprachkenntnisse noch meine Berufserfahrung hatten, und gleichzeitig hörte ich bei jedem Familientreffen von Tomokis Verwandtschaft dieselbe Frage: »Wann ist es denn endlich so weit mit dem Nachwuchs?«

Schließlich wurde ich schwanger, ungeplant, und unsere Tochter Mao kam zur Welt. Ich brachte sie in der Kita unter und kehrte nach einem halben Jahr ins Berufsleben zurück. Ich arbeitete nun verkürzt in der Verwaltungsabteilung. Doch Mao wurde ständig krank, und jedes Mal musste ich kurzfristig zu Hause bleiben.

Ich hatte das Gefühl, zunehmend den Anschluss zu verlieren, und geriet immer mehr unter Druck. Ich liebte meine Tochter, doch zugleich hatte ich das Gefühl, dass meine Identität als eigenständiger Mensch mit der Mutterrolle immer mehr verblasste. Tomoki tat rein gar nichts, um mich zu entlasten.

Aus Wut über diese Ungleichverteilung wurde ich immer dickköpfiger, Tomoki kam immer selte-

ner nach Hause – und am Ende zerbrach unsere Ehe. Natürlich waren meine Eltern gegen eine Scheidung. Mein Vater wurde laut und warf mir vor, ich solle doch an das Kind denken; meine Mutter weinte. Mein Elternhaus wurde mir zunehmend fremd, und ich zog Mao allein groß.

Die Vereinbarkeit von Beruf und Kind war härter als gedacht – körperlich, finanziell und emotional war ich oft am Limit.

Vor allem aber konnte ich mir selbst nicht verzeihen, dass ich gescheitert war. Es war der erste große Fehler meines Lebens, den ich nicht rückgängig machen konnte.

Ich hatte Tomoki wehgetan – und mir selbst ebenso. Und es war außerdem nicht nur das Problem von uns beiden. Es hatte auch Maos Leben geprägt und mein Verhältnis zu meinen Eltern schwer belastet.

Als Mao in die erste Klasse kam, erlitt mein Vater einen Schlaganfall, und ich fuhr neben meiner Arbeit regelmäßig nach Ōmori, um zu helfen.

Mein Vater zeigte sich anfangs abweisend, aber nach und nach besserte sich unser Verhältnis, und nach seinem Tod zog ich mit meiner Mutter zusammen.

Erst dadurch konnte ich endlich in den normalen Hotelbetrieb zurückkehren und regulär Vollzeit arbeiten. Ich nahm meine Tätigkeit an der Rezeption wieder auf, wurde nach und nach befördert

und vor drei Jahren schließlich zur Concierge ernannt.

Trotz allem, was ich mit mir herumschleppte, war Mao zu einem aufrichtigen Menschen herangewachsen. Ich selbst war als Kind ganz anders gewesen. Widerspenstig, trotzig. Ich hatte damals nur an mich selbst gedacht.

Vielleicht hatte ich Mao zu viel zugemutet. Während ihrer Schulzeit war sie oft allein, und in einer Lebensphase, in der Kinder eigentlich trotzig und fordernd sein durften, hatte sie sich meiner Erschöpfung angepasst – und verzichtet.

Mao wurde kaum jemals laut oder hatte einen Wutanfall.

Sicher gab es Dinge, die sie störten – aber sie ließ es sich nicht anmerken. Sie schluckte es hinunter und ließ es vorbeiziehen. Manchmal fragte ich mich, ob sie nicht zu sehr auf andere Rücksicht nahm und dabei ihre eigenen Gefühle verdrängte.

Ich schlenderte den Hondamichi entlang.

Ein Antiquitätengeschäft, das ich noch nicht kannte, weckte meine Neugier, und ich trat spontan ein. Es war modern eingerichtet, fast wie ein Lifestyle-Laden, und die ausgestellten Stücke waren vor allem kleinere Objekte zu erschwinglichen Preisen.

Als ich den Blick über die Regale schweifen ließ, entdeckte ich ein kleines Lackgefäß in der Ecke.

Ein Räucherdöschen – ein *Kōgō* –, dessen Holzmaserung leicht durch den Lack schimmerte.

War das ... *Hida Shunkei*?

Hida Shunkei ist eine Lacktechnik aus der Gegend um Takayama in der Region Hida. Der Fokus liegt dabei auf der Holzstruktur selbst – auf Dekorationen wie Blattgoldmalerei (*Haku-e*), Gold- oder Silbereinlegearbeiten (*Makie*) oder Perlmutter (*Raden*) wird bewusst verzichtet.

Die Oberfläche wurde sorgfältig geglättet und dann wiederholt mit transparentem Urushi lackiert und poliert. Es war ein Wechselspiel von Schicht und Schliff. Mit der Kraft des Lacks entstand auf der Oberfläche ein Glanz, der an Bernstein erinnerte. Die Maserung wurde dabei nicht überdeckt, sondern betont.

Meine Mutter stammte aus Takayama, sie kam aus einer Familie von Lackhandwerkern, die in der Shunkei-Tradition arbeiteten. In ihrem Elternhaus war Urushi allgegenwärtig gewesen. Meine Urgroßmutter war oft gebeten worden, beschädigtes Geschirr zu reparieren, und meine Mutter hatte das Ausbessern wohl nebenbei gelernt, indem sie ihr zur Hand gegangen war.

Einige dieser alten Stücke hatte meine Mutter aus Takayama mitgebracht. Im Haus in Ōmori standen mehrere Gefäße im Stil des Hida Shunkei. Allerdings stammte Hida Shunkei ursprünglich aus der heutigen Präfektur Gifu. Ishikawa wieder-

rum war berühmt für eigene Lacktraditionen – insbesondere *Wajima-nuri* und *Yamanaka-nuri*.

Die übrigen Lackwaren im Regal gehörten vermutlich zu diesen Schulen: tiefschwarze oder zinnoberrote Oberflächen, verziert mit *Makie*, *Chinkin* oder feinen Gravuren.

Nur das eine Döschen hatte diesen klaren, durchscheinenden Glanz. Möglicherweise arbeitete man auch in Wajima oder Yamanaka gelegentlich mit transparentem Lack. Ganz ausschließen konnte ich es nicht. Und dennoch machte mich die Farbe stutzig.

Die Shunkei-Gefäße, die wir zu Hause hatten, waren alle honiggolden, nah am natürlichen Holzton. Dieses hier aber schimmerte rötlich. Vielleicht stammte es doch aus einer anderen Werkstatt?

Ich fragte die Verkäuferin, und sie meinte, man könne es durchaus als Hida Shunkei bezeichnen. Zwar seien bernsteinfarbene Ausführungen der Standard, doch es gebe auch rötlich getönte Varianten – man nenne sie *Beni Shunkei*, »Rotes Shunkei«.

Allerdings, fügte sie hinzu, stamme dieses Stück wohl nicht direkt aus Takayama. Es habe einst einem Teemeister aus Kanazawa gehört, doch nach dessen Tod habe die Familie sich davon getrennt. Den Erzählungen der Angehörigen zufolge sei es ursprünglich von einem Lackhandwerker gefertigt worden, der früher in Takayama gearbeitet habe, aber später anderswo ansässig geworden sei.

Der Teemeister hatte die Arbeiten dieses Lackkünstlers offenbar sehr geschätzt – man sagte, er habe gleich mehrere Stücke besessen.

»Handwerklich gesehen ist es also ganz klar Hida Shunkei«, meinte die Verkäuferin, »hergestellt wurde es jedoch wohl woanders.«

Warum auch immer, ich fühlte mich auf seltsame Weise unwiderstehlich von diesem Rot angezogen. Ich machte weder Teezeremonie, noch verbrannte ich Räucherwerk. Aber selbst nur als Objekt – einfach da, zum Anschauen – war es von berührender Schönheit.

Es war nicht ganz billig, doch ich beschloss, es zu kaufen. Ich aß noch auswärts zu Abend, besorgte ein paar Vorräte für die nächsten Tage und ging nach Hause.

Ich knipste das Licht in der dunklen Wohnung an und räumte meine Einkäufe in den Kühlschrank. Zwar war ich im Arbeitsalltag ständig von Menschen umgeben und hatte das nie als Belastung empfunden, doch in dieser stillen, eigenen Zeit mit mir allein schien ich mir selbst näherzukommen. Ich hatte das Gefühl, meine Gedanken ordnen zu können.

Wahrscheinlich galt das jedoch nur für heute. Ab morgen würde ich wieder über eine längere Zeit keinen freien Tag mehr haben.

War morgen nicht Maos Abschlussfeier?

Ich setzte mich an den Esstisch und rief zu Hause

an. Meine Mutter ging ans Telefon. Sie klang, als ginge es ihr und Mao gut.

Auch mit der Kintsugi-Arbeit lief es offenbar weiterhin bestens. Sie erzählte mir ein wenig von ihren Kunden, bevor sie mir Mao ans Telefon holte.

Nach den Frühlingsferien würde Mao bereits in die zweite Klasse der Oberschule, also in die Elfte, kommen. Es war an der Zeit, sich langsam ernsthaft mit ihrer weiteren Laufbahn zu beschäftigen. Ich fragte behutsam nach, aber sie schien sich noch nicht entschieden zu haben. Mao war offen und freundlich, wenngleich ein wenig sorglos – zielstrebig war sie nie gewesen. Das bereitete mir manchmal Sorgen.

Soweit ich wusste, blieb Englisch ihre Schwachstelle, und auch diesmal waren die Noten wohl nicht berauschend. Ich sagte ihr, sie solle mir morgen ein Foto vom Zeugnis schicken. Sie rief ein halb erschrockenes »Was?« und willigte dann leicht widerwillig ein.

Ob das wohl gut gehen würde, so, wie sie an alles heranging?

In den Frühlingsferien und der Goldenen Woche war es schwer, sich freizunehmen, aber vielleicht konnte ich unter der Woche zwei zusammenhängende freie Tage einrichten und einmal nach Tōkyō fahren. Meine Mutter würde dann vermutlich wieder sagen: »Es ist Maos Leben. Was bringt es, wenn du dich verrückt machst?«

Ich seufzte, setzte Wasser auf und bereitete mir eine Tasse Tee zu. Dann holte ich das Döschen aus der Tasche – das Kōgō, das ich heute gekauft hatte. Schön war es. Wirklich schön.

Die Oberfläche fühlte sich seidig an. Darunter schimmerte die feine Holzmaserung durch.

Ein tiefer Rotton, glänzend wie polierter Granatapfel. Dieses Rot ... Ich hatte es schon einmal gesehen. Davon war ich plötzlich überzeugt.

Aber wo nur?

Die Shunkei-Gefäße zu Hause waren doch alle von diesem goldenen Bernsteinton ...

»Leg das zurück.«

Ich zuckte zusammen. In meinem Ohr hallte die strenge Stimme meiner Mutter nach, und ich sah das Kōgō erneut an. Dieses Rot ...

Richtig. Es hatte tatsächlich ein einziges Stück bei uns gegeben, das nicht golden gewesen war, sondern rot.

Ich war in der ersten oder zweiten Klasse der Oberschule gewesen. Ich hatte nach Nähzeug gesucht und dabei ungefragt eine Schublade in Mamas Kommode geöffnet – eine, die ich sonst nie anrührte.

Zwischen alten Stoffen entdeckte ich damals ein kleines, flaches Kästchen. Ich öffnete es neugierig. Darin lag ein *Kanzashi*, eine traditionelle japanische Haarnadel. Sie war schlicht, aus Holz gefertigt, ohne Schmuck, ohne Metall.

Doch der Lack schimmerte in einem tiefen Rot, wie geronnene Farbe, fast blutig.

Schon im ersten Moment fesselte mich das Kanzashi. Ich konnte den Blick nicht davon abwenden. Wie schön es war.

Unwillkürlich nahm ich es in die Hand und strich andächtig darüber. So glatt. So glänzend. So vollkommen. Zugleich fühlte ich unter der Oberfläche etwas Wildes, Ungezügelter. Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug.

»Was machst du da?«

Die Stimme kam von hinten. Meine Mutter stand in der Tür.

»Ah ... Entschuldigung. Ich ... habe nach Nähzeug gesucht ...«

Ich kam gar nicht mehr dazu, weiterzusprechen, denn sie hatte das Kanzashi in meiner Hand gesehen, und ihre Miene war schlagartig erstarrt.

»Gib das her.«

Sie streckte ohne ein weiteres Wort die Hand aus.

Ihr Gesicht war so ernst, dass jeder Widerspruch ausgeschlossen war. Widerwillig reichte ich ihr den Haarschmuck und das Kästchen. Meine Mutter nahm das Kanzashi schweigend entgegen und legte es behutsam zurück.

»Entschuldige, ich ... ich wollte nur wissen, was das ist. Es war einfach so schön ...«

»Rühr diese Schublade nie wieder an.« Sie igno-

rierte meine Erklärung und sprach in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. »Es gehört sich nicht, ungefragt an fremde Dinge zu gehen.« Ohne ein weiteres Wort schob sie das Kästchen mit dem Kanzashi in die hinterste Ecke der Schublade. Was es damit auf sich hatte, wagte ich nicht zu fragen. Seitdem öffnete ich diese Schublade nie wieder. Selbst wenn meine Mutter nicht zu Hause war – allein die Erinnerung an ihren Gesichtsausdruck hielt mich davon ab.

In jener Zeit war meine Mutter immer bis zum Äußersten angespannt. Ich spürte, dass zwischen meinen Eltern etwas nicht stimmte. Mein Vater lebte damals in einer anderen Stadt – wegen der Arbeit –, kam nur selten nach Hause, und ich hatte sie nie offen streiten sehen.

Aber wenn er dann doch einmal da war, war Mamas Verhalten seltsam steif, fast fremd. Einmal wachte ich nachts auf – und sah sie allein in der Küche sitzen. Sie weinte. Aus ihren leisen Worten schloss ich, dass es vielleicht eine andere Frau in seinem Leben gab.

Mir wurde der Boden unter den Füßen weggezogen. Ich fühlte mich, als fiel ich in einen Abgrund. Und jedes Mal, wenn ich danach ihren verschlossenen Blick sah, verkrampfte sich etwas in mir. Ich hatte furchtbare Angst, dass unsere Familie zerbrechen könnte. Doch ich konnte mit niemandem darüber reden.

Meine Brüder schienen sich nicht für das zu interessieren, was zwischen unseren Eltern vorging. Und meiner Mutter gegenüber das Ganze zur Sprache bringen? Unmöglich.

Doch am Ende geschah ... nichts.

Als ich an die Uni ging, kehrte mein Vater von seiner Versetzung zurück – und alles lief weiter, als wäre nie etwas gewesen. Auch ich redete nicht mehr davon.

Was hatte es also auf sich mit diesem roten Kanzashi?

Warum hatte meine Mutter damals so heftig reagiert?

Wenn ich ehrlich war, wusste ich erstaunlich wenig über sie.

Sie hatte schon immer nur zugehört – über sich selbst sprach sie kaum. Weder über ihre Jugend noch über das, was sie mit meinem Vater verbunden oder von ihm entfernt hatte.

Ich erinnerte mich jedoch an das Gefühl des Haarschmucks in meiner Hand – an die glatte, warme Oberfläche und den tiefen Glanz dieses rot schimmernden Lacks.

KAPITEL I:
Der Kintsugi-Raum

1

Nach der Abschlussfeier verließ ich mit Tomoko das Schulgebäude. »Wahnsinn ... wir kommen jetzt schon in die Elfte. Das ging voll schnell!«

»Schon, oder?«

»Und das Jahr drauf sind wir dann in der Zwölften, in der Abschlussklasse – das fühlt sich total surreal an«, murmelte Tomoko.

Die Sonne wärmte angenehm, während wir Richtung Bahnhof liefen. Der Himmel war zwar klar, lag aber wie in milchigem Dunst. Die Schatten auf dem Gehweg flimmerten in der Helligkeit – ich wurde fast schläfrig beim Hinsehen.

Tomoko hatte recht. Dass ich wirklich in die Elfte kam – es fühlte sich total seltsam an. Vier Jahre war ich jetzt schon an dieser Gesamtschule mit Mittel- und Oberstufe.

Jeder einzelne Tag hatte sich lang angefühlt, aber rückblickend war alles wie im Flug vergangen.

»Wenn das so weitergeht, ist die Schulzeit gefühlt übermorgen vorbei!«, stöhnte Tomoko dramatisch. Ich lachte und versuchte, sie ein bisschen zu beru-

higen – aber ehrlich gesagt war mir tief drinnen selbst mulmig zumute.

Nicht mehr lang bis zur Abschlussklasse.

Und dann die Uni-Aufnahmeprüfung?

Ich hatte noch überhaupt keinen Plan, was ich später mal machen wollte.

Am Bahnhof stiegen wir in eine Privatbahn. Es war früher Nachmittag, der Zug fast leer, und wir bekamen Sitzplätze nebeneinander.

»Was hast du eigentlich vor? Also nach der Schule?«, fragte Tomoko plötzlich.

»Du wolltest dich doch über ein Empfehlungsschreiben bewerben, oder?«

»Ja, schon ... Aber irgendwie bin ich mir immer unsicherer. Ich frag mich echt, was ich eigentlich machen will.« Tomoko beugte sich nach vorn, stützte die Ellbogen auf die Knie und vergrub das Gesicht in den Händen.

»Hm. Ich hab auch keine Ahnung. Wenn's einfach so weiterlaufen würde wie bisher, wär das eigentlich voll okay.« Ich sagte es mehr zu mir selbst als zu ihr und sah den Haltegriffen zu, die über unseren Köpfen baumelten.

»Na ja, wär schon super, wenn das ginge. Aber wenn man dann mal fertig ist, muss man halt auch selbst Geld verdienen, oder? Ich traue mir das echt null zu«, sagte Tomoko und lachte laut und ein wenig unsicher. Es beruhigte mich irgendwie, zu hören, dass es ihr ebenso ging wie mir.

»Stimmt schon ...« Ich nickte. Innerlich gab ich ihr vollkommen recht.

Eigentlich war uns beiden klar: So, wie wir drauf waren, konnte das auf Dauer nicht gut gehen. Andere in unserer Klasse hatten längst ihre Wunschuni oder einen Ausbildungsplatz fest im Blick. Und wir?

»Na ja«, sagte Tomoko und hielt mir die Faust hin, »wir reißen uns halt zusammen! Fist bump?«

Ich boxte leicht dagegen. Halb im Spaß und halb, weil mir auch nichts Besseres einfiel.

Als wir umsteigen mussten, verabschiedeten wir uns mit einem halb gespielten »Auf jeden Fall halten wir die Ohren steif!«.

Ich stieg in die Keihin-Tōhoku-Linie um und fuhr bis Ōmori. Unser Haus lag westlich vom Bahnhof, oben auf dem Sannō-Hügel. Ich ging die Hakkeizaka hinunter und schlenderte durch die lange Einkaufsstraße. Eine ruhige Gegend – so unaufgeregt, dass man kaum glauben konnte, noch in Tōkyō zu sein.

Meine Mutter und ich waren vor fünf Jahren hergezogen, in den Frühlingsferien, bevor ich in die sechste Klasse kam.

Nach dem Tod meines Großvaters – das war neun Jahre her – hatte meine Großmutter zunächst allein in diesem Haus gelebt.

Meine Eltern hatten sich scheiden lassen, da war ich drei gewesen. Was genau damals passiert war,

wusste ich bis heute nicht. Ich hatte früher ein paar Mal nachgefragt, aber Mama hatte immer nur gesagt: »Du warst ganz schön anstrengend damals, weißt du?«

Sobald es um das Thema ging, machte sie ein finsternes Gesicht. Also hörte ich irgendwann auf, es anzusprechen. Außerdem war ich sowieso noch zu klein, um es zu verstehen. Offenbar hatten sowohl mein Großvater als auch meine Großmutter und die Onkel die Scheidung abgelehnt, und Mama hatte daraufhin den Kontakt zu ihrem Elternhaus abgebrochen.

Erst als ich ungefähr in der ersten Klasse war, fing sie wieder an, ab und zu nach Ōmori zu fahren. Mein Großvater war damals gesundheitlich angeschlagen, und sie musste bei der Pflege helfen. Meine Onkel lebten mit ihren Familien ein ganzes Stück entfernt, weil sie außerhalb Tōkyōs arbeiteten. Also blieb nur meine Mutter. Sie hatte keine Wahl.

Damals war sie noch in der Verwaltung und konnte an den Wochenenden freinehmen. So kam es, dass wir an freien Tagen regelmäßig nach Ōmori fuhren. Vielleicht blieb ja deshalb an der Oberfläche alles ruhig, weil ich dabei war. Es wurde nicht gestritten, und das Thema Scheidung kam nie zur Sprache.

Trotzdem lag etwas Schweres in der Luft, und ich wusste nie so recht, wohin mit mir. Ich ging in

den Garten oder sah im Wohnzimmer halbherzig fern, irgendwo in einer Ecke.

Aber nach und nach taute die Stimmung auf, auf beiden Seiten, ohne große Worte.

Vielleicht auch, weil die Pflege meines Großvaters immer mehr Zeit und Kraft kostete und für anderes kein Raum blieb.

Als ich in der zweiten Klasse war, starb er. Meine Großmutter lebte von da an allein. Zunächst wohnten wir noch getrennt, aber irgendwann stand fest, dass wir nach Ōmori ziehen würden.

Es war besser so. Wir mussten sie nicht allein lassen, konnten die Miete der bisherigen Wohnung sparen, und meine Mutter konnte sich besser auf ihre Arbeit konzentrieren. Ich hatte Angst vor dem Schulwechsel, aber letztlich fand ich auch: Es war die beste Lösung.

Das Haus meiner Großeltern war groß. Im Erdgeschoss lagen das Wohnzimmer, die Küche, das ehemalige Zimmer meines Großvaters und ein traditionelles japanisches Zimmer mit Tatamiboden. Im Obergeschoss befanden sich die früheren Zimmer meiner Onkel und das alte Zimmer meiner Mutter.

Die Großmutter nahm das japanische Zimmer, meine Mutter das Zimmer meines Großvaters, und ich durfte in das frühere Zimmer meiner Mutter einziehen. Es war mehr als doppelt so groß wie in unserer alten Mietwohnung.

Die neue Schule war besser als gedacht, und auch Mamas Rückkehr an die Hotelrezeption lief problemlos.

Später machte ich die Aufnahmeprüfung für eine Privatschule – und kam auf die Schule, die ich heute besuche.

Als ich die Haustür öffnete, rief ich in den Flur hinein: »Ich bin zu Hause.«

»Ah, schön.« Meine Großmutter kam mir langsam entgegen.

»Ich hab richtig Hunger.«

»Ist ja auch schon nach Mittag. Na, dann machen wir uns gleich etwas zu essen. Heute gibt's Shirasu-Bratreis.«

»Juhu! Ich zieh mich schnell um.«

Ich lief die Holztreppe hinauf, die leicht unter meinen Schritten knarrte. Das Haus war alt, die Treppe steil und eng. Durch ein hohes Fenster fiel Licht auf die holzvertäfelten Wände, die voller feiner Kratzer waren.

An einer Stelle sah man noch Kritzeleien – vermutlich aus der Zeit, als meine Mutter und meine Onkel hier aufgewachsen waren. Oben kam man als Erstes an dem Raum vorbei, in dem meine Großmutter arbeitete.

Früher waren es zwei Räume gewesen. Sie hatte die ehemaligen Zimmer meiner Onkel zu einem

großen Arbeitsraum verbinden lassen. Die Tür stand offen, ich konnte direkt in die Werkstatt blicken. Auf dem großen Tisch lagen zahlreiche Keramikscherben, Bruchstücke von Gefäßen, als wären sie eben erst kaputtgegangen.

Als wir eingezogen waren, hatte mich dieser Raum am meisten beeindruckt. Früher, wenn wir meine Großmutter besucht hatten, war ich nie bis nach oben gegangen.

Sie hatte immer gesagt, oben sei ihre Kintsugi-Werkstatt, und ich solle besser nicht hinauf – »Zu gefährlich!«.

Aber dann sollte das ehemalige Zimmer meiner Mutter meines werden. Damals sah ich die Werkstatt zum ersten Mal mit eigenen Augen. In einer Ecke war ein kleines Wasserbecken eingerichtet, wie in einem Atelier; alles war großzügig und lichtdurchflutet. An der Rückwand standen Holzregale voller Keramik – Teller, Teeschalen, Vasen, große Platten. Einige wirkten alltäglich, wie die Teeschalen, die wir auch zu Hause benutzten, andere aber groß und schwer, fast wie Ausstellungsstücke. Ich verstand nicht viel davon, aber ich dachte: *Vielleicht ist Oma wirklich eine richtige Künstlerin.*

»Sind das hier alles Kintsugi-Arbeiten?«

Kurz nachdem wir eingezogen waren, fragte ich meine Großmutter das einmal. Von meiner Mutter wusste ich, dass Kintsugi eine Reparaturtechnik

für zerbrochene Keramik war. Auch, dass meine Großmutter damit ihr Auskommen hatte und dass viele Menschen ihr beschädigte Gefäße brachten. Aber wie das genau ablief, hatte ich nie verstanden.

»Ja, fast alle.«

»Kintsugi« – also »Goldverbindung« – sei eigentlich nicht ganz korrekt, antwortete sie mir.

Sie lächelte dabei still, wie so oft. Tatsächlich war mir aufgefallen, dass viele der Gefäße gar keine goldenen Linien hatten. Ich hatte mich schon oft gefragt, warum die Technik trotzdem Kintsugi hieß.

»Aber das da ist doch gar nicht golden?«

»Stimmt. Das nennt man *Tame-tsugi*.«

»Tame-tsugi?«

»Dabei wird die reparierte Stelle zum Schluss mit einem bernsteinfarbenen Klarlack überzogen – das ergibt diesen warmen, gedeckten Ton.«

»Lack ...?«

»Denk an die Schale, aus der wir immer die Miso suppe essen. Die ist doch aus Holz, aber die Oberfläche glänzt, oder? Das liegt am Lack, der aufgetragen wurde.«

»Ach so ...«

Und als sie es sagte, fiel mir auf: Ja, der Glanz an der Bruchstelle erinnerte tatsächlich an die Schale.

»Urushi ist das Harz des Lackbaums. Er wird als Beschichtung verwendet, aber auch als Klebstoff – in der Kintsugi-Technik ist er das wichtigste Mate-

rial. Man spricht immer von Kintsugi – aber tatsächlich wird das Gefäß nicht mit Gold verbunden«, sagte sie. »In Wahrheit wird mit Urushi geklebt – also mit Lack. Erst das Finish mit Goldpulver macht daraus Kintsugi. Aber manchmal wird auch Silber verwendet, oder man passt die Farbe an den Ton des Gefäßes an – da gibt es viele Möglichkeiten.«

Dabei deutete sie auf eine große Schale, die neben ihr stand. Sie war dunkel, fast schwarz, mit matter, rauer Oberfläche – kraftvoll in der Form, ganz offensichtlich von Hand gemacht. Teuer sah sie aus.

»Und die hier?«

Ich erkannte zunächst keine Bruchstelle und beugte mich näher vor.

»Das ist *Shigaraki-yaki*«, erklärte sie. »Die Bruchstelle ist ... hier.«

Sie zeigte auf den Rand der Schale. Als ich genau hinsah, entdeckte ich eine ausgebesserte Stelle – mit dunklem Lack, der sich kaum vom Grundton des Tons unterschied.

»Das ist schwarzer Urushi«, sagte sie. »Die Kundin wollte, dass die Reparaturstelle möglichst unauffällig bleibt. Also habe ich sie farblich angepasst.«

Ich betrachtete die Schale staunend. Dass man Keramik so reparieren konnte ...

Ich hatte gewusst, dass sie Gefäße ausbesserte, aber nicht, dass es so schön werden konnte.